Stellungnahmen

Hans-Joachim Gehrke

Die Thematik „Chora und Polis“ läßt sich – methodologisch gesehen – zuspitzen auf die Frage nach den Möglichkeiten historisch-archäologischer Oberflächenuntersuchungen, von sogenannten Surveys. In der Planung und Durchführung der Tagung ist das deutlich geworden, denn sie bestand im wesentlichen aus der Präsentation und vergleichenden Diskussion entsprechender Forschungen in verschiedenen Regionen der antiken, griechisch-römischen Zivilisation. Diese Präsentationen, zum Teil erstmalig, zum Teil aktualisierend, zum Teil zusammenfassend, machten hinreichend deutlich, daß die Grundanforderung an die Survey-methodik, nämlich zu verhindern, daß die oberflächigen Untersuchungen oberflächlich bleiben, überall beachtet wurde und daß ein ausgeprägtes Methodenbewußtsein die Arbeiten leitete. Mit diesen positiven Bemerkungen eines ‚Zaungastes‘, der zudem noch mit faszinierenden Ergebnissen überreich beschenkt wurde, könnte meine Stellungnahme enden.

Nun lebt Wissenschaft aber von den offenen Fragen, weniger von den ‚abgehakten‘ Resultaten. Deshalb soll hier vor allem eine Problemanzeige gegeben werden. Diese ist nicht primär im Sinne einer Kritik zu verstehen, zu der mir im einzelnen auch die Kompetenz fehlen würde. Sie soll aber auf einige Schwierigkeiten und Lücken hinweisen, die selbst dann auftauchen, wenn das Geschäft des „surveying“ und der landeskundlichen Analyse auf höchstem Niveau betrieben wird. Dabei geht es um zwei Bereiche, um die Frage der Arbeitsmethoden selbst (I.) und die damit zusammenhängende Problematik der historischen Deutung (II.).

I.

Bekanntlich gibt es, auch wenn man sich auf die hier gewählte Thematik, also das Verhältnis von Umland und Stadt, konzentriert, ganz unterschiedliche Formen und Typen von Surveys. Eine grobe Unterteilung ist die nach dem Grad der Begehung, also in extensive und intensive Surveys. Die Wahl zwischen beiden Varianten ist häufig nicht von der Materiallage oder den Rahmenbedingungen her bestimmt, sondern resultiert aus einer Grundsatzentscheidung, die zudem nicht selten mit pragmatischen Gesichtspunkten, z.B. den Möglichkeiten der Finanzierung, zusammenhängt.

Extensive Surveys haben – so zeigte sich auch hier – durchaus ihre Berechtigung, sind allerdings in besonderem Maße auf das Arbeiten mit Modellen angewiesen und kommen zu weiterführenden Ergebnissen in der Regel nur, wenn erhebliche Informationen aus anderweitigen Quellen, etwa Inschriften, Münzen, Reiseberichten zur Verfügung stehen. Der Standard, der sich immer mehr durchsetzt, ist der des intensiven (Raster-)Surveys, der den meisten der präsentierten Fällen zugrunde lag. Es versteht sich von selbst, daß die Ergebnisse, die in der extensiven wie der intensiven Vorgehensweise erzielt werden, nicht ohne weiteres, ja nur mit erheblichen Vorbehalten kommensurabel sind, auch wenn sie immer wieder verglichen werden bzw. – *faute de mieux* – verglichen werden müssen.

Damit ist bereits ein zentraler Punkt angesprochen, denn die Vergleichbarkeit ist auch bei den intensiven Surveys ein wesentliches, wenn nicht *das* Kardinalproblem. Auch sie sind derzeit oft nur bedingt wirklich vergleichbar, und das macht es ungemein schwer, Aussagen zu treffen, die über die untersuchte Region hinaus Geltung haben. Die Tagung hat dies mit dem Spektrum der verschiedenen Arbeitsfelder und -methoden in aller wünschenswerten Deutlichkeit gezeigt.

Die mangelnde Vergleichbarkeit resultiert zum einen schon aus Gegebenheiten, die der Forscher nicht in der Hand hat (und die im übrigen eine generelle Hypothek der Surveyarbeit bedeuten): Die Fundchancen sind auf Grund diverser geomorphologischer (besonders Alluvion) und edaphischer Prozesse ganz unterschiedlich. Die Grundfrage, wieweit das, was gefunden wurde, repräsentativ ist, stellt sich bei verschiedenen Surveys deshalb in sehr unterschiedlicher Weise. Ferner ist das Fundmaterial selbst vor allem auf Grund der späteren Nutzungsformen sehr different.

Es gibt einen geradezu idealtypischen Gegensatz zwischen Keramik- und Architektursurveys. Diese Unterscheidung ist natürlich recht grobschlächtig, doch gibt es in der Tat erhebliche Differenzen zwischen Surveys, die vornehmlich auf die Keramikfunde und deren Auswertung angewiesen sind, und anderen, die auf so viele noch oberirdisch sichtbare architektonische Überreste stoßen, daß diese und deren Auswertung im Zentrum stehen. Es liegt auf der Hand, daß die Vergleichbarkeit derartiger Surveys als solche ein Problem darstellt. In der Präsentation und Diskussion während der Tagung ist das auch sehr deutlich markiert worden.

Differenzen entstehen zum anderen dadurch, daß Surveys unterschiedlich angelegt und konzipiert werden, genauer gesagt, daß die Arbeitsweise, mit der man der methodischen Grundproblematik des Surveys begegnet, zwischen den verschiedenen Wissenschaftlern differiert. Das erstreckt sich auch auf die Auffassung über Kriterien der Datierung oder die Zuverlässigkeit statistischer Verfahren. Beides ist naturgemäß verquickt, da im Idealfalle jedes Team das angesichts der Rahmenbedingungen im Untersuchungsgebiet und der zu erwartenden und wirklich eintretenden Funde bestgeeignete methodische Instrumentarium wählt. Das führt aber zwangsläufig zu Ergebnissen von sehr unterschiedlicher Aussagekraft, was Korrelationen der Resultate erheblich erschwert. Dies wirkt sich schon bei der unmittelbaren Deutung aus, nämlich bei der elementaren Frage nach dem Datum und der Funktion der wichtigsten Fundkomplexe, also von Scherben und Funda-

menten bzw. Gebäuderesten. Wo sich innerhalb eines Surveys beide Gruppen in Beziehung setzen ließen, ergaben sich Beobachtungen, die geeignet sind, Schlußfolgerungen zu relativieren, die sich nur auf eine der Gruppen beziehen. Das ist eine deutliche Problemanzeige.

Ähnliches gilt nicht zuletzt für die Fragen der Diachronie, für die Dauer der Besiedlung an einem bestimmten Platz bzw. in einer bestimmten Gegend und die Frage des Wandels, von Kontinuität und Siedlungsabbruch. Gerade die besonders gut und methodisch behutsam untersuchten Regionen vermitteln das Bild oft sehr unterschiedlicher Raumnutzung über die Jahrhunderte und Jahrtausende hin. Wo es manchmal andere Ergebnisse gibt, wird zunächst zu fragen sein, ob dies die – vergangene – Realität widerspiegelt oder nur die unterschiedlichen Fundchancen und Arbeitsweisen.

In Fragen der Diachronie ist naturgemäß das Verhältnis des Surveys zur Grabung gefragt. Es ist offensichtlich, daß die Ergebnisse eines mit einer Grabung verbundenen und die eines ‚reinen‘ Surveys nicht ohne weiteres kommensurabel sind. Es herrscht aber auch keine Einigkeit darüber, wieweit die Verbindung beider Forschungsmethoden gehen soll und wie die Vergleichbarkeit einzuschätzen ist. Unabhängig davon ist – jedenfalls aus der Sicht des Verfassers dieser Zeilen – im Verlauf der Tagung deutlich geworden, was fehlt oder andersherum erreicht wird, wenn auf Grabungen verzichtet wird oder nicht.

Hinzu kommt, daß häufig ebenfalls schon auf der ersten Stufe der Befundinterpretation auf Parallelen zurückgegriffen werden muß, die lediglich in einer anderen Region belegt sind, etwa Formen von Häusern, Gefäßtypen usw. Abgesehen davon, daß die gleiche oder ähnliche Form nicht zwangsläufig dieselbe Funktion indiziert, wird durch ein solches – für die Einzeldeutung oft unerlässliches – Verfahren auch die Vergleichbarkeit relativiert: Die Ergebnisse, die man miteinander in Beziehung setzt, sind ja nicht unabhängig voneinander gewonnen; Zirkelschlüsse liegen nahe.

Generell ist allerdings zu konstatieren, daß die hier präsentierten Untersuchungen auf die beschränkten Aussagemöglichkeiten, die ein Survey als Prospektionsmethode an der Oberfläche hat, in vielfältiger Weise reagiert haben, nicht allein durch kleinere Kontrollgrabungen und die Kooperation mit größeren Grabungen in oder nahe dem Arbeitsgebiet oder etwa die Anlage parallel gelagerter Untersuchungen in verschiedenen Regionen. Die Begehungen waren durchweg flankiert durch die Heranziehung aller anderen Informationsmaterialien, von den traditionellen Quellen bzw. dem gesamten Instrumentarium der klassischen Landeskunde bis hin zu modernsten Methoden geowissenschaftlicher Forschung und Prospektion. Faßt man alles zusammen, so bleibt eigentlich nichts zu wünschen übrig – außer vielleicht einer systematischen Flur- und Ortsnamenforschung, über deren möglichen Ertrag man freilich nicht überall sehr optimistisch sein darf, oder weitere naturwissenschaftliche Analysen im Bereich der Paläobotanik und Geophysik, deren Anwendung allerdings an bestimmte physische Voraussetzungen geknüpft ist.

Allerdings finden sich die Methoden nicht überall in der gleichen Weise. Dies wird in der Regel auch nicht möglich sein, und nicht an jedem Orte ist das gesamte

Instrumentarium verfü- oder anwendbar. Dennoch sollte an der Vergleichbarkeit auch der Standards gearbeitet werden, damit die Vergleichbarkeit von Resultaten erleichtert wird. Der Survey als Methode würde manchmal den improvisierenden Charakter verlieren, den er gelegentlich noch immer hat. Gerade vergleichende Betrachtungen wie die auf dieser Tagung, die unterschiedlich systematisierte Projekte konfrontierte, könnten und sollten dazu beitragen, daß die Standards gleichsam kalibriert werden. Das wird nie bis ins letzte, also im Sinne der exakten Wissenschaften, möglich sein, aber doch innerhalb gewisser Bandbreiten. Man würde dann nicht mehr – wie jetzt noch sehr oft – Äpfel mit Birnen vergleichen, sondern wenigstens nur noch verschiedene Apfelsorten. Gerade die Methoden- und Befundvielfalt, die auf dem komplexen Felde der historischen Landeskunde und Landschaftsarchäologie herrscht, zwingt zu einer solchen Standardisierung.

Darüber hinaus ist dies alles besonders wichtig, weil erst schlüssige Vergleiche spezifizierte Aussagen größerer Reichweite erlauben. Solche stehen häufig am Schluß der Untersuchungen, beruhen aber oft auf unterschiedlich tragfähigen Grundlagen. Das gilt besonders für allgemeine Deutungen, schon bei den beliebten Feststellungen darüber, was die Regel und die Ausnahme ist. Der Blick auf die präsentierten Ergebnisse scheint bis jetzt vor allem eine Schlußfolgerung nahezu legen: Die siedlungsgeschichtliche (und damit auch sozioökonomische) Konstellation erscheint jeweils desto komplexer, je intensiver und in den Methoden pluralistischer gearbeitet wurde. Die Frage nach der Generalisierung bzw. der Generalisierbarkeit stellt sich jedenfalls angesichts solcher Befunde verstärkt. Damit sind wir definitiv bei dem Problem der weiterführenden Deutungen angelangt.

II.

Auf Grund meiner Kompetenz und Profession stehen hier historische Deutungsansätze im Vordergrund, und zwar solche, die auch beim Initiator und den meisten Teilnehmern dominierten. Es geht primär um Bereiche der Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur, um die politische und soziale Organisation des Raumes. Insofern ist das hier verfolgte Anliegen nur Teil eines größeren Forschungszweiges, dem sich unter dem Stichwort ‚Mensch und Raum‘ auch noch andere Felder legitimerweise zuordnen ließen, etwa die Frage nach Raumvorstellungen im Kontext mit – in der Regel – religiös fundierten Naturvorstellungen. Freilich setzen solche und ähnliche Analysen die Grundlagenforschung auf den hier behandelten Gebieten in der Regel voraus.

Es geht also darum, das ‚Material‘, also die Resultate der Surveys, die Scherben, die Hausgrundrisse, die Inschriften, die Luftbilder und Satellitenbefunde, zu nutzen, um zu historisch relevanten Aussagen zu gelangen, die Ergebnisse der Surveys und der sie flankierenden Untersuchungen gleichsam als Quellen zu behandeln. Das vorgegebene Thema bildeten – auch in dieser Orientierung – die Land-Stadt-Beziehungen in der Antike. Die dabei gewonnenen Interpretationen

bezogen sich vor allem auf Fragen der politisch-administrativen Organisation, der wirtschaftlich-sozialen Ordnung und der Raumgestaltung insgesamt.

Die öffentlichen Infrastrukturen und generell der Charakter des politischen Systems (im ‚klassischen‘ Bezugsfeld von Monarchie, Aristokratie und Demokratie) wurden in vielen Projekten thematisiert, die Befunde mit den politischen Rahmenbedingungen korreliert. Naturgemäß waren in Fragen von Verfassung und Administration die traditionellen Schriftquellen ausschlaggebend. Gerade hier aber könnten Surveys Informationsgewinne (über Neufunde von Inschriften hinaus) verzeichnen, wenn es gelänge, aus bestimmten Architekturformen und urbanistischen Konfigurationen, aber auch aus Fundinventaren von Siedlungen und Nekropolen zusätzlich Anhaltspunkte zu erarbeiten, die zweifelsfrei oder doch mit angemessener Plausibilität bestimmte politisch-administrative Zustände indizieren.

Hierauf wird zum Teil sehr viel Mühe verwendet, und so sind methodisch gut abgesicherte Ergebnisse zu verzeichnen. Dennoch bleibt häufig noch offen, was die Befunde *allein* im Hinblick auf das politisch-soziale System aussagen und ob sich solche Zustände mittels Korrelation und Abgleich irgendwann auch dort ermitteln lassen, wo keine schriftlichen Zeugnisse vorliegen.

Erheblichen Erkenntnisgewinn liefern die Arbeiten durchweg zur Siedlungsstruktur, aber auch – vor allem wenn noch Inschriften hinzukommen – zur Raumordnung der jeweiligen Landschaft, einschließlich ihrer religiös-kultischen Gestaltung. Deutlich kristallisieren sich Charaktere und Erscheinungsformen von Zentren und Subzentren heraus, und das komplette System der Landnutzung wird deutlich. Auch hier muß oft auf siedlungsgeographische Modelle zurückgegriffen werden. Dies erscheint allerdings keineswegs als Manko, vielmehr könnte es sogar die Vergleichbarkeit der Ergebnisse fördern, wenn diese explizit auf entsprechende Modelle bezogen würden – die sich dann auch gegebenenfalls verfeinern ließen. Solche Verfahren könnten insbesondere die Aussagefähigkeit extensiver Surveys vergrößern. Freilich ist gerade hier immer wieder zwischen Regel und Ausnahme zu differenzieren. Eben deshalb aber gilt: Die Bestimmung von Üblichem und Abweichungen setzt den Bezug auf Typisierungen und damit die Modellbildung voraus.

Die Suche nach der Siedlungsstruktur, gerade in ihrer Differenziertheit und Hierarchie, ist sehr wichtig für die Beurteilung der ökonomischen Zustände. Auf dieses Gebiet haben sich verschiedene Arbeitsgruppen besonders konzentriert. Neben der zentralen Frage nach dem Verhältnis von Stadt und Umland selbst – und durchaus im Zusammenhang mit ihr – bildete gerade die Klassifizierung und Beurteilung des Wirtschaftslebens ein wesentliches historisches Thema.

Die Beobachtungen und daran angeknüpften Deutungen gaben ein durchaus ambivalentes Bild. Einerseits entstand der Eindruck deutlicher Differenzierung und Arbeitsteilung: ‚Reine‘ Städte haben Zentralortfunktionen auch im wirtschaftlichen Bereich, als Stätten intensiver Produktion auf handwerklichem Gebiet und Plätze von Handel und Austausch, Funktionen, die zum Teil auch in größeren Dörfern, also in Subzentren, nachzuweisen sind. Die landwirtschaftliche

Tätigkeit wird im wesentlichen auch von den Bewohnern des Landes ausgeübt; diese sind nicht stadtsässig, sondern leben in Subzentren und vor allem kleineren Siedlungen, Einzel- und Turmgehöften im ländlichen Bereich. Andererseits haben wir uns womöglich zum Teil recht große Städte vorzustellen, in denen nicht unbedeutliche Mengen von Dung produziert wurden oder vorhanden waren und eine stark bäuerlich geprägte Bevölkerung lebte. Überhaupt werden auch „agrotowns“ im Sinne von M. I. Finley angenommen.

Gerade an diesem Beispiel wird die momentane Grundsatzproblematik besonders deutlich. Die erwähnten Deutungen zeigen große Nähe zu der alten, immer wieder erneuerten und nach wie vor diskutierten Kontroverse zwischen Modernisten und Primitivisten (ich stelle das hier zur schärferen Profilierung des Problems einmal so grobschlüchtig nebeneinander). Nicht immer ist klar, ob die erwähnten Deutungen, die sich ja durchaus diesen Positionen zuordnen lassen, Ergebnis der Einsicht in den Zwang der Befunde sind oder eher von der grundsätzlichen, als Ausgangshypothese dienenden Position her zustande gekommen sind. Es ist klar, daß mit der Entscheidung in dieser Alternative auch die Aussagekraft der Ergebnisse unmittelbar verbunden ist. Nach den Untersuchungen, deren Ergebnisse während der Tagung präsentiert wurden, gibt es deutliche Indizien für die hohe Bedeutung des Handels mit Agrarprodukten, nicht zuletzt mit Oliven – und andererseits Hinweise darauf, daß deren Stellenwert nicht überschätzt werden sollte. Gut denkbar ist natürlich, daß *beides* gegeben war, daß wir räumlich und zeitlich zu differenzieren haben und vor allem auch die jeweiligen besonderen Situationen und Konstellationen im Auge haben müssen. Damit sind wir wieder bei dem Problem der Abgrenzung des Allgemeinen vom Besonderen, der Regel von der Ausnahme und bei dem Postulat des angemessenen Standards bzw. der Standardisierung von Surveys.

Eine ähnliche Problemlage findet sich auch bei der nicht minder zelebren Thematik des Stadt-Land-Verhältnisses. Einerseits zeigten sich, wie schon erwähnt, deutliche ökonomisch-siedlungshierarchische Differenzierungen, andererseits wurden gute Gründe geltend gemacht und eindeutige Beobachtungen angeführt, welche die These von der schieren Ausbeutung des Landes durch die Stadt und einer entsprechend schroffen Differenz massiv in Frage stellen. Allerdings sind auch hier zum Teil noch deutliche interpretatorische Drahtseilakte nötig, eindeutige Aussagen offenbar nach wie vor schwierig. Eine Mahnung zur Zurückhaltung in Generalisierungen macht sich immer gut. Aber man hat natürlich die Hoffnung, daß die zunehmend intensive Erforschung der *chora* auch für allgemeine Aussagen bessere Anhaltspunkte liefert. Immerhin ist deutlich geworden, daß die Verschränkung von Stadt und Land gerade in kleineren und dichter besiedelten Polisterritorien bei aller Differenziertheit – und auch unabhängig vom geomorphologischen Relief und dem Hindernis, das dieses für die Kommunikation bedeutete – sehr groß gewesen ist.

Gerade die besonders intensiven und von ihrer Materialbasis und Methodenvielfalt her besonders aussagekräftigen Untersuchungen lehren, daß wir neben regionalen Unterschieden auch zeitliche Differenzierungen zu berücksichtigen

haben. In diesem Zusammenhang wurden auch die Ressourcen und Nutzungspotentiale von Landschaftsräumen und deren konkrete, auf der diachronen Schiene durchaus divergierende Inwertsetzung deutlich. Man darf wohl sagen, daß die neuen Survey-Unternehmungen gerade auf diesem Gebiet, in der Verzahnung mit den sich ihrerseits methodisch revolutionierenden Geowissenschaften, besonders reichen Erkenntnisgewinn verzeichnen können. Interessante Aussagen über den Umgang mit Landschaften sind möglich geworden, gerade in der Relation zwischen gewachsenen (und unter den gegebenen vormodernen Umständen zum Teil zwingenden) Wirtschafts- und Siedlungsformen einerseits und politisch-sozial bedingten Veränderungen andererseits. Eine unterschiedliche Rhythmik wurde sichtbar und zugleich eine partiell markante Dynamik vor dem Hintergrund von Prozessen der *longue durée* – die denn doch alles andere als statisch waren. Gerade die diachrone Tiefenschärfe einiger der vorgestellten Surveys machte das sichtbar, und dies demonstriert, wie unerläßlich die epochenübergreifende Perspektive gerade in der landeskundlichen Forschung ist.

Deutlich zeigten sich auch Spuren echten Landesausbaus, der zeitweilig entlegene Gebiete erfaßte und dort nicht unerhebliche Ressourcen erschloß. Wie man mittlerweile weiß, kann dies bedenkliche ökologische Konsequenzen haben, was aber wiederum auch nicht zwangsläufig ist, da nachhaltiges Wirtschaften praktiziert wurde und gut bezeugt ist. So kann man aber auch bei der ökologischen Bilanzierung auf die Diskrepanz zwischen aus Befunden resultierenden Erklärungen und vorgegebenen und die Deutung der Befunde bestimmenden Erklärungs-mustern stoßen, also auf die Frage, wieweit die Ergebnisse eher Vorgefaßtes bestätigen.

Damit sind wir wieder bei dem Grundproblem, das nun keineswegs nur eines der Survey-Arbeit und -Auswertung ist. Es ist ja ein Grundproblem jeder wissenschaftlichen Arbeit, und es stellt sich naturgemäß dort schärfer, wo schwierige und komplexe Fragen mit neuen Methoden angegangen werden. Im Bereich der Altertumswissenschaften ist dies aber unter anderem die historisch-landeskundliche und landschaftsarchäologische Forschung. Sie arbeitet an den Grenzen, dort wo – hier könnte man geradezu sagen: buchstäblich – Neuland gewonnen wird.

Zusammenfassend ließe sich sagen: Auf der Tagung präsentierten sich wichtige Projekte, die dieses Neuland beackern. Ihre Grundlagenarbeit besteht primär in der Oberflächenprospektion, dem sog. Survey, den sie vorwiegend in seinen intensiven Varianten betreiben. Die diesem Verfahren inhärenten Schwächen gleichen sie in der Regel durch einen ausgeprägten Methodenpluralismus und durch transdisziplinäre Kooperation, verbunden mit zahlreichen flankierenden Untersuchungen aus. Diese Arbeitsweise zeitigt in einzelnen Regionen zum Teil höchst beachtliche Ergebnisse, erschwert aber – neben den objektiv gegebenen Voraussetzungen – die Vergleichbarkeit der Ergebnisse und damit den Weg zu allgemeinen historischen Aussagen. Ohne die Komplexität aufzugeben, müßte man also Standards entwickeln, die Korrelationen ermöglichen oder erleichtern, und Arbeiten methodisch parallel konzipieren. In diesem Sinne war die Tagung „Chora und Polis“ wichtig. Sie sei zur Nachahmung empfohlen.